

H. Germ urb 1119²

Chronic von Berlin,

oder

Berlinsche Merkwürdigkeiten.

Volksblatt.

117tes Stück.

Berlin, den 26. Januar. 1790.

Volks = Spiegelei,

oder:

schön moralisches Schattenspiel an der Wand.

Wollt ihr Jungfern, Herrn und Frauen
Volkes Spiegeleien schauen? —
Könnt hier sehen allerhand
Schattenspiel schön an der Wand.

Erste Vorstellung.

Der Windbeutel.

Hier, meine Damen und Herren, erscheint zuerst
ein noch junges Herrchen. Sein Aeußerliches ist
stuckermäßig, sein Innerliches aber wimmelt voll

⌘

Windbeutelelen. Er war der Sohn eines rechtschaffenen Mannes. An seiner Erziehung wurde nichts versäumt. Viele tausende kostete er auf Universitäten: dafür lernte er vorzüglich reiten, fahren, tanzen, Kraßfüße machen, viele Worte ohne Wahrheit sagen, den Damen die Hände küssen, die Leute herunterreißen, Schuldentragen und bloß seinem Triebe folgen.

Hier können ihn die Damen und Herren noch in der Lage sehen, wo er an weiter nichts denkt, als das zu thun, was er für gut findet. Nach dem Tode seiner Aeltern setzte er sein Schlaraffen-Leben noch einige Zeit fort. Alle neue Moden ahmte er nach, machte mancher Dame den Hof. Diese führte den Liebhaber an dem Narren-Seile herum und schickte ihn, wenn sie seiner müde war, weiter. Sein Hauptgeschäft bestand in Neuigkeiten aufzufangen, das Bademeccum auswendig zu lernen, sich zu parfümiren und zu puken, vorzüglich auch sich in fremde Dinge zu mischen: Familien-Zwistigkeiten anzuzetteln, alles zu verachten und nur selbst groß zu scheinen. —

Nun werden wohl die Damen und Herren ganz gewiß vermuthen, daß unser junger Wind-

Beutel ein Ende mit Schrecken nehmen mußte. Aber hören sie erst, wie er sich aus seiner Lage zog.

Kaum hatte er einige Jährchen nach dem Tode seiner Aeltern fortgewirthschaftet; so nahm nicht nur sein Geld ein Ende mit Schrecken, sondern er kam auch bis über die Ohren in Schulden. Leben wollte man, arbeiten aber nicht, was fängt man an? — Hier meine Damen und Herren, erscheint er auf eine neue Art. Jetzt gleicht er nicht mehr dem süßen parfümirten Stutzer, sondern einem wahren Gefangenen, welcher seine Thaten verb abbüßen muß. Und durch wen? Durch ein Weib!

Zweite Vorstellung.

Weiber Zucht.

Darüber werden sie sich verwundern, meine Herren! Aber alles geht ganz natürlich zu. Sehen Sie, hier kömmt die Frau Geheimrätthin, seine Frau Gemahlinn! Sehen Sie, wie sie aufpaßt, auf ihn Achtung gibt! Wahrscheinlich wollen sie die Geschichte wissen? Ich will sie ihnen erzählen. Unser Windbeutel wußte sich fast auf keine Art mehr zu retten. Nichts in dem Hause war

mehr seyn: Alles gehörte dem Juden. Eine Haushälterinn zog ihn gleichsam gar aus. Sich einigermaßen zu retten, wußte er kein anderes Mittel, als eine reiche Frau zu bekommen. Aber wen, wen sollte er nehmen? — Ein junges, rasches zugleich reiches Frauenzimmer bedankte sich für ihn, weil man wußte, was er für ein Patron gewesen war. Eine Alte also mußte seiner Noth ein Ende machen; denn dachte er, wenn die Frau auch alt ist, desto besser. So stirbt sie bald. Ihr Geld heirathe ich und nicht sie. Vor der Hand traf er die Maßregeln, sprach mit seinem ersten jüdischen Creditor, welchem sein ganzes Hausgeräthe gehörte und entdeckte ihm sein Plänchen. Der Jude, so bald er nur Wahrscheinlichkeit hat, etwas zu gewinnen, beruhigte sich nicht nur, sondern schlug auch ein reiches Frauenzimmer vor. Es ist schon nahe an 60, setzte der Jude dazu. Aber was schadet es? so bis 60000 Thaler decken alles zu. Wissen sie was, fuhr der Jude fort, geben Sie mir auf 1000 Ducaten eine Verschreibung. Bekommen sie die Mamsell, so bezahlen sie mir das Geld. Der Bindbeutel ließ sich alles gefallen.

Bermuthlich werden sich die Damen und Herren verwundern, daß ein so reiches Frauenzimmer

in dem Herbste seiner Jahre erst in den Ehestand trat. Die Sache aber verhielt sich also. Mamsellchen spielte in seiner Jugend eine wahre Kofette, die Mannspersonen an der Nase herumzuführen, sie lächerlich zu machen, war ihr größtes Vergnügen. So verging ein Jährchen nach dem andern und das Mamsellchen wurde alt. Was war nun zu thun? Der obberührte jüdische Creditor brachte die Heiraths-Geschichte in den Gang. Mamsellchen dachte lieber noch einen jungen Windbeutel zu heirathen, als gar keinen Mann zu bekommen. Kurz: Alles wurde richtig. Es kaufte, um nicht bloß Madame zu heißen, dem Liebhaber einen geheimen Rathstitel, versprach ihm ein wöchentliches Taschengeld und nach dem Tode alles. Der Windbeutel schlug mit Freuden ein und dachte: wenn ich nur erst der Mann bin, dann wollen wir sehen, wer Herr in dem Hause ist. Einige Wochen nach der Trauung vergingen nach gewöhnlicher Ehestands-Sitte. Endlich zog der junge Ehemann seine Seiten höher. Die Frau Geheimerräthinn verstand das Ding unrecht. Was schrie sie, will mir der Musje so kommen? Wer machte ihn zum Geheimenrathe? Wer machte ihn zum Manne? Wer muß ihn er-

nähren? O Donner und das Wetter! Will mir der Herr Gemahl nicht mit Güte folgen; so werde ich mich als ein wahrer Teufel betragen. Der Herr Geheimerath lächelte anfänglich, wollte durchgreifen, fand sich aber zu schwach.

Dieses können die geehrtesten Damen und Herren hier aus seiner Miene sehen. Er fand sich in seinem Plane betrogen und mußte der Frau die Herrschaft lassen. Nicht das geringste durfte er ohne Sie thun. Jeden Groschen mußte er vorrechnen. Gleich sieht sie scheel, wenn er eine Miene macht, welche ihr nicht ansteht.

Auf diese Art verstrichen einige Jährchen. Der Herr Geheimerath lauerte auf ihren Tod und tröstete sich damit, aber das Blatt wandte sich. Innerlicher Verdruß, Gram, fehlgeschlagene Hoffnung trafen in seiner Seele zusammen. Er fing an zu kränkeln. Ein Gallenfieber stellte sich ein und ein Faulfieber gab seiner ohnehin sehr geschwächten Natur den letzten Stoß.

Schauen sie meine Damen und Herren, wie abgezehrt er auf seinem Sterbebette liegt. Nichts gleicht ihm mehr. Alle ehemalige Freunde verlassen ihn. Und selbst seine Frau machte ihm zuletzt noch seine Todesstunde schwer.

Dieses war das kurze Leben und Ende eines Windbeutel. Ein jeder kann aus dieser Geschichte lernen: was für eine elende Rolle in der Welt ein solcher Mensch spielt. Ferner kann man daraus lernen: daß ein Mensch, welcher aus solchen Grundsätzen heirathet, meistens unglücklich wird und ebenfalls ein solches trauriges Ende nimmt, wie unser Windbeutel genommen hat,

(Die Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen bei der Hinrichtung des Johann Christian Lenz. Volks- Aberglauben wegen des armen Sünders Blut.

Weil Tlantlaquatlapatli das letztemahl nicht alles das, was er bei der Hinrichtung bemerkt hatte, erzählen konnte; so muß er natürlich das übrige nachholen.

Berührt wurde schon S. 315, daß das Volksgedränge unglaublich war. Das Menschen-Gewimmel dauerte so fort, bis nach dem Hochgerichte. Alle Fenster, an welchen der arme Sünder vorbei mußte, waren besetzt. Gar artig ließ sich ansehen: wie so manche Dame in ihrem schönen farbigen Pelze gleichsam eingewickelt, achtung gab, ein Täßchen Caffee an dem Fenster ein-

schlürfte, vermuthlich deswegen, damit ja nichts versäumt wurde. — Sogar auf den Dächern bemerkte man Leute. Von entlegenen Gegenden kamen Menschen zu Fuße, zu Pferde und gefahren, dieser Hinrichtung beiwohnen zu können. Bauern und andere Fuhrleute brachten leere Wagen und ließen einige Groschen, damit zu verdienen, die Leute darauf stehen. Da bei einigen Wagen die Last zu schwer zu werden anfing, so wurde mancher Wagen in Stücken zertreten. — Bequem kann man so bis 60000 Zuschauer annehmen. Auch fand sich eine beträchtliche Anzahl, welche für den Wagen gesorgt hatte. Denn sie verkaufte Semmel, Kuchenwerk, Schnaps und andere Liquors, auch Caffee die Tasse für 6 Pfennige.

Eine andere Gattung übte sich in der Kunst der langen Finger. Während dessen, daß man Lenz's Lebenslichtlein ganz auslöschte, machten sie einen Seitensprung des siebenten Gebotes nach dem andern. Ein Zuschauer vermißte sein Taschentuch, der andere seine Uhr, der dritte seine Dose u. s. w. Einige dieser langbefingerten Gäste wurden ertappt und lederweich geschlagen; andere hingegen kamen glücklich davon.

Je näher Leuz dem Hochgerichte kam, desto größer wurde natürlich das Gedränge. Nun wollte jedermann den Unglücklichen noch einmahl in das Gesicht fassen. Aber umsonst! Sein Haupt hing vorwärts und er schien mehr als halb todt. — Nu, nu sagten einige, da wir ihn jetzt nicht sehen, so werden wir ihn doch ganz gewiß noch einmahl auf dem Rabensteine zu Gesichte bekommen. — Wie viel man aber zu sehen bekam, hat man das vorige mahl Seite 316 angeführt.

Das so ansehnliche militairische Commando konnte dem Gedränge nicht steuern. Viele kletterten an dem Rabensteine hinauf und es schien, als wollten die Leute Sturm laufen. Daß es bei dieser Hinrichtung nicht so exact, wie bei vorhergehenden herginge, möchte wohl auch daran liegen: weil diese Hinrichtung nicht durch den Scharfrichter geschah. Kaum war alles vorbei, so drängten sich verschiedene Leute an das Rad, auf welches er geflochten wurde. Theils fingen sie von dem Blute des geräderten Lenz etwas in das Schnupstuch, theils in Büchsen und Gläschen und hoben alles auf das heiligste auf. Als man die Sammelnden deswegen fragte: so sagten sie: daß dieses

Blut theils für die fallende Sucht gut wäre; theils könnte man auch, wenn man nur einige Tröpfchen bei sich trüge, den bösen Feind vertreiben, und so, daß er über uns gar keine Macht hätte. Wer sollte solchen Aberglauben noch vermuthen? — Wacht dafür über euer Herz! Verstärket euern Hang zum Guten und Nützlichen! thut alles das, was euch die Leute thun sollen, selbst; so wird der innerliche Teufel niemahls über euch herrschen. So lange ihr aber dieses nicht thut; so lange wird euch des armen Sünders Blut ganz gewiß nicht das geringste helfen!

Tlantlaquatlapatli bemühte sich wenigstens etwas auf die Bewegungen und Eindrücke des Volkes Achtung zu geben und überzeugte sich abermahls von der so sonderbaren Verschiedenheit. Es geschieht ihm recht, dem Racker, riefen einige, dem Schindersknecht! Noch viel zu gelinde ist diese Strafe! Glied um Glied sollte man dem Kerl am lebendigen Leibe ablösen! Bei solchen Neußerungen schämte sich Tlantlaquatlapatli ein Mitmensch derjenigen zu seyn, welche so lieblos urtheilten. Wahr ist es, daß Lenz Thaten schrecklich waren. Sie sind verabscheuungswürdig! Aber Mensch gegen Mensch!

Welches redliche Herz wird nicht den Unglücklichen bedauern! Darum hört er nicht auf unser Mitmensch zu seyn.

Eine weit beträchtlichere Zahl aber fand sich, welche bei der Hinrichtung dem armen Sünder eine Thräne nicht versagten. Seht ihr, sagte ein Hausvater zu seinen schon erwachsenen Kindern, seht ihr die Folgen, wenn man böses thut? Hütet Euch, Kinder vor dem ersten Schritte! Thut ihr ihn, so macht ihr auch den zweiten und kommt endlich auch so weit!

Eine dritte Gattung verfehlte nicht, auch entweder mit Witze oder Einfalt ihr Schärfelein beizutragen. Gerade an dem Tage, an welchem Lenz hingerichtet wurde, war des Abends Redoute. Ja, ja, schrie einer unter dem großen gaffenden Haufen, als Lenz auf dem Wege war: Seht, seht! Lenz fährt in die Redoute und hat einen Domino um! In der That ein sehr trauriger Witz! Ein Witz, welcher eben nicht viel wahren Antheil verrieth! — Eine Frau versicherte einer andern. Sobald Lenz gerädert würde, so flöge seine Seele nach dem Himmel. — Es ist doch sehr hübsch, wenn man auf das Rad geflochten wird, sprach ein junger Herr zu ei-

ner Dame. — Und warum? — Man hat eine so ansehnliche Begleitung und wird doch auch in den Zeitungen bekannt gemacht. — Ganz vortrefflich; erwiderte lächelnd die Dame. So folgen sie diesem Beispiel, denn sonst dürften sie nicht in den Zeitungen bekannt gemacht werden.

Aus der Antwort der Dame erhellte, daß sie Verstand besaß. Denn derjenige, welcher diesen Witz sagte, rechnete sich unter die Gelehrten.

Sie wissen doch, sagt ein anderer zu einem dritten, daß vor einigen Jahren ein Bedienter verbrannt wurde? — O ja! — Sagen Sie mir doch, auf welchem Rade er liegt? Tlantlaquatlapatli hielt anfänglich diese Frage für Scherz. Ueberzeugte sich aber sogleich aus der Miene, daß alles Ernst war. Der Gefragte erwiderte auch ernsthaft: der verbrannte Bediente ist weiter unten. Sein Pfahl ist wohl noch zu sehen, allein auf dem Rade kann er nicht wie andere liegen, weil er ja verbrannt wurde.

Noch einige Umstände, Johann Christian Lenz und sein Testament betreffend.

Die Reden, welche jeder arme Sünder gleichsam vor den letzten Augenblicken seines Lebens äußert, verdienen allerdings, es versteht sich, daß

sie wahr sind, nachgehohlt zu werden. Denn daß durch lernt man den Character eines solchen Menschen näher kennen.

Daher kann Tlantlaquatlapatli nicht nur diejenigen Aeußerungen, welche von Lenz Seite 269 und 310 aufgezeichnet wurden, bestätigen; sondern ist auch in dem Stande noch einige Gesinnungen, welche er in Gegenwart mehrerer Personen that, mitzutheilen.

Aeußerlich wenigstens blieb sich Lenz immerzu gleich. Desto stärker war seine Unruhe der Seele. Jedem, welcher ihn fragte, ob ihm seine Sünden auch leid wären? antwortete er mit einem zu versichtlichen Tone: daß ihm alles von Herzen leid wäre. Andere fragten ihn: ob er, wenn ihm die Wahl gelassen würde, nicht lieber an dem Leben bleiben möchte? — Nein, erwiederte Lenz. Denn er würde doch in dieser Welt keine Ruhe mehr haben. Immer stünden ihm die Ermordeten vor seinem Gesichte. Wo er ginge, wo er hinsähe, wäre es in seinem Gemüthe allezeit so; als ob die Bäume und Wände, ja jedes Sand- Korn ihn ansähen, daß er ein solcher Mörder gewesen wäre. Alles schien ihn anzuklagen. Auch bei diesem

Geständnisse blieb er. Daher läßt sich es erklären, daß er, als man ihm nach seiner Bestimmung fuhr, immer etwas gebückt und meistens mit geschlossenen Augen saß. Unter dem Hochgerichte schlug er die Augen auf seinem Wagen plötzlich auf. Kaum hatte er die Stätte seines Todes bemerkt; so schlug er auch sogleich die Augen wieder nieder.

Ein noch auffallender Zug seines Characters ist dieser: daß er durchaus das Hemd an seinem Sterbetage anziehen wollte, welches er bei der Ermordung an dem Leibe hatte und bestand darauf. Natürlich wurde ihm dieses zugestanden. Ob er es aber anzog, so betrachtete er es vorher noch sehr genau: ob es auch wirklich dieses Hemd wäre. Kaum hatte er es dafür erkannt; so zog er es auch an, deßgleichen seine andere Kleider, mit welchen er einst nach Berlin gebracht wurde.

Was seinen letzten Willen oder Testament betrifft, wovon S. 269 schon etwas erwähnt wurde, so kann man vorläufig nichts als dieses melden: Es ist gewiß, daß er eines gemacht haben soll. Im Publico will man zwar schon nähere Umstände wissen. Alle diese aber sind falsch. Sobald man aber alles näher bestimmen kann; so wird Tlantlaquatlapatli diesen wirklich so klein scheinenden

aber doch äußerst merkwürdigen Gegenstand seinen Lesern ohne Vorzug bekannt machen.

Kurze Geschichte der Pocken-Inoculation.

(Dritte Fortsetzung.)

(Man sehe 115 und 116tes Stück Seite 299.)

In England, Rußland, Schweden, Wien u. s. w. wurden auf öffentliche Kosten große und kleinere Institute errichtet. In diesen fanden sehr viele Menschen durch die Impfung vor den natürlichen Blatterntod Schutz und Sicherheit. Ganze Dörfer wurden in mehreren Ländern theils auf Landesherrliche Verfügungen, theils von wohlthätigen Gutsherren durch die Inoculation den Gefahren der natürlichen Blattern entrissen.

In der That muß man sich bei einer solchen Menge von Thatsachen wundern, daß ein so nützlich und wohlthätiges Institut auf eine so erstaunende Art konnte angefeindet und verfolgt werden.

Die Hauptfrage bei diesem Gegenstande scheint wohl folgende zu seyn. Ob die Pocken von einer, in jedem menschlichen Körper gegründeten Bearbeitung und Auswerfung einer gewissen ihm angebohrs

nen schädlichen Materie beruhe? Da es aber richtig ist, daß die alten Aerzte die Pocken nicht kannten. — Da man die Zeit weiß, wann und von wem die Blattern zuerst in gewisse Länder und Gegenden gebracht worden sind; da die Erfahrung bestätigte, daß Nationen sich gegen die Blattern durch einen Cordon, wie gegen die Pest schützen könnten; so können die Blattern unmöglich aus dem allgemeinen Bau und Beschaffenheit des menschlichen Körpers fließen, weil sie nicht alle Menschen, selbst nicht alle Nationen bekommen.

Sind aber die Blattern die nothwendigen Folgen der allgemeinen menschlichen Oeconomie, so hängt die jetzt unter den cultivirten Nationen fast allgemeine Gewißheit, die Blattern überstehen zu müssen, von dem Blatternzunder ab, dieser ist unter den miteinander verflochtenen Nationen an dem einen oder andern Orte vorhanden und wird daselbst gleichsam aufbewahrt und von da wieder bereitet.

(Die Fortsetzung folgt.)

H. vrb. Germ 1550

